

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

30

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

### XXI.

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen, die französische Armee auf der Flucht. In dem ersten Augenblick, als die äußerste Vorhut der fliehenden französischen Armee in Erfurt ankam, fuhr ein von fünf Männern besetzter Wagen von der entgegengesetzten Seite ein. Es waren Rochereuil, Abbé Georget und ihre Freunde. Sie hatten einander einige Meilen vor Erfurt getroffen, denn sie hatten verschiedene Reisewege gewählt. Rochereuil über Trier, Koblenz und Bießen, der Abbé über Mainz und Frankfurt.

In Erfurt erfuhren sie einige Einzelheiten über die Schlacht. Sie hörten, daß die Trümmer der Armee sich auf die Stadt zu bewegten, um sich dort zusammen zu schließen. Sie fragten, wo der Kaiser wäre. Man wußte es nicht. Wo das Korps des Marschalls S... wäre... Ein Soldat, für den sie Branntwein kommen ließen, sagte ihnen, daß dieses Korps sich — fast ganz aufgerieben — noch in der Gegend von Weisensfels befinden müsse.

Rochereuil war voller Sorgen; leise sagte er zu dem Abbé:

„Michel hatte recht; wir haben zu lange gezögert. Wer weiß, ob diese Niederlage nicht alles ändert? Wie sollen wir uns inmitten dieses Wirrwarrs zurecht finden? Was thun? Hier warten? Oder Philopoemen suchen? Ach, ich habe kein Zutrauen mehr. Bevor die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wurden, während des Waffenstillstands mußten wir handeln. Schließlich können wir nun aber die Lage nicht mehr ändern. Wir wollen wenigstens das Beste noch aus ihr herausziehen. Was ist Ihre Meinung, meine Herren?“

Die fünf Freunde beriethen, und nach einer lebhaften Diskussion kamen sie überein, daß sie versuchen müßten, nach Weisensfels zu kommen. Vor allem war es unerlässlich, Philopoemen oder Decius aufzufinden, um sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Philopoemen und Decius waren unter ihren wahren Namen in der Armee sehr bekannt. Ein Generalstabsoffizier, der im schnellsten Galopp in Erfurt ankam, wurde von Rochereuil befragt und antwortete, er glaube nicht, daß die beiden gefallen wären. Noch zwei Stunden nach der Niederlage habe er Philopoemen in Lindenau gesehen.

„Mein Herr,“ sagte Rochereuil, wir haben einen Brief für den Marschall S... Es handelt sich um eine Familienangelegenheit, die keinen Aufschub duldet. Können Sie uns genau angeben, in welcher Gegend er sich mit seinem Armeekorps befindet?“

„Sein Armeekorps? Sie scherzen wohl. Es giebt kein Armeekorps des Marschalls S... mehr. Und mit den anderen ist es ebenso. Wissen Sie wohl, daß uns allerhöchstens vierzigtausend brauchbare, unverletzte Soldaten bleiben werden? Sie kommen aus Paris, meine Herren? Glückliche Männer! Ich habe seit acht Tagen meine Stiefel nicht ausgezogen, und meine ledernen Beinkleider kleben mir fast am Körper. Seit dreißig Stunden habe ich nichts in den Magen bekommen als eine Brotkruste und ein Glas Branntwein. Und ich bin noch einer der Glücklichen, denn nirgends findet man etwas. Die versprengten Soldaten und die Marodeure räumen gründlich auf überall, wohin sie kommen, und sie kommen uns überall zuvor. Glücklicherweise bin ich so erschöpft, daß ich nicht einmal Hunger habe, auf mein Wort! Ich halte mich nur noch durch die Gewohnheit auf dem Pferde aufrecht. Ach, dieser erbärmliche Krieg! Was fragten Sie mich doch? Wo der Marschall S... ist? Wer weiß das? Vielleicht noch in Weisensfels, wenn er nicht auf dem Marsche nach Freyberg ist. Aber, meine Herren, sagen Sie mir etwas von Paris. Ist die schöne Friesin noch im Palais Royal? Und was für Kleider trägt sie? Edige oder spizige Taillenschöße?“

„Sie sind glücklich, mein Herr, wenn Sie noch an solche Dinge denken können,“ sagte ernst der Abbé.

Der Offizier wandte sich ihm mit bitterem Lächeln zu:

„Das wundert Sie, mein Herr? Wenn Sie seit zehn

Jahren Krieg führten, wenn Sie die Mekeleien von Eßlingen, Wagram, Eslau und der Moskwa gesehen hätten, dann wären Sie wie ich und würden sich für nichts und niemand mehr interessieren. Die Wundärzte arbeiten im Blut bis zu den Knöcheln, und noch sind zwei Drittel der Verwundeten nicht verbunden. Ja, lieber Herr, wenn man da ein gefühlvolles Herz hätte, würde man wahnsinnig, oder man beläme zum mindesten eine Nervenkrankheit. Vorgestern galoppierte ich zwischen Verwundeten hindurch, den armen jungen Konstabirten, von denen die Hälfte schon vor der Schlacht kaum die Kraft hatte, das Gewehr zu tragen. Wissen Sie, was ich bei jedem Schritt hörte: „Ach, Mama! meine Mutter! meine Mutter! Mama!“ Ja, Herr, alle diese Kinder jammerten und riefen nach ihrer Mutter! Das habe ich gehört, und Sie wollen, daß ich immer daran denke, und tabeln mich, weil ich Sie nach der schönen Friesin und ihren Kleidern frage? Wissen Sie, wie weit ich gekommen bin, wissen Sie, welcher schreckliche Gedanke mir neulich während der Schlacht gekommen ist, als die Brücke in die Luft ging? Nun, ich hätte gewollt, daß die ganze Armee bis auf den letzten Mann, mich mit eingeschlossen, vernichtet würde. Ja, auf mein Wort, dann wäre ich zufrieden gewesen! Es wäre doch mit einem Schlage zu Ende gewesen und hätte vielleicht Sr. Majestät die Lust genommen, noch einmal anzufangen. Adieu, meine Herren; ich will versuchen, meine Stiefel ausziehen. Dann werde ich mir einen Schmaus gönnen, der aus einer Wurst und einem Glase Bier bestehen soll. Das ist noch das einzig Wahre im Leben. Ach, da fällt mir ein, ich rathe Ihnen nicht, nach dem Marschall zu suchen. Sie würden doch nicht zu ihm gelangen. Der Hauptweg ist von den Fuhrwerken der Armee besetzt, und die Nebenwege sind unpassierbar; übrigens können Sie leicht Trupps von Marodeuren begegnen, die Sie nach wie einen Wurm ausziehen würden.“

Rochereuil und seine Gefährten waren noch bestürzter als vorher. Sie begriffen, daß der Offizier recht hatte, und daß sie alle Mühsal der Welt ausstehen müßten, wenn sie durch die Massen dringen wollten, die sich zurückzogen. Außerdem konnte der Kaiser in jedem Augenblick in Erfurt ankommen, und wenn ihre Papiere auch vollkommen in Ordnung waren und sie ihre Anwesenheit im Heere auf das Harmloseste erklären konnten, so lag ihnen doch nichts daran, in allzu großer Nähe des Hauptquartiers zu bleiben, ehe sie nicht den Marschall oder wenigstens Philopoemen gesehen hatten.

Sie mußten also sofort einen Entschluß fassen: ob sie in Erfurt warten oder abreisen sollten, ohne eine Minute zu verlieren. An ein Zurückweichen dachte Rochereuil nicht. In der Herberge, in der sie abgestiegen waren, fragte er, ob man ihnen nicht einen Führer nach Weisensfels verschaffen könnte. Der Wirth zuckte die Achseln und antwortete nicht einmal. Sie waren Franzosen, und das genügte ihm, um ihnen seine Hilfe zu verweigern. Uebrigens war es auch völlig unmöglich. Niemand hätte es gewagt. Es gab zu viele Marodeure und Kosaken.

„Wir wollen immer auf der Seite der Straße nach Leipzig gehen,“ sagte Rochereuil. „Wir werden ja sehen. Wenn wir uns noch fünf Pferde verschaffen können, werden wir sicher aufkommen.“

Sie begaben sich zu Fuß nach dem Leipziger Thore. So weit der Blick reichte, war die Straße frei. Einige Trupps Kavallerie waren eben vorüber gezogen, aber die große Masse der Armee war zweifellos noch weit. Mäßig jedoch näherte sich aus der Ferne schnell eine Schwadron. Es waren Husaren. Nach den Husaren kamen berittene Garderegimentäre, dann ein Stabsmajor in reichgestickter Uniform, darauf Gendarmen, dann eine mit vier Pferden bespannte Kutsche. Zwei Wameuden ritten an jeder Seite. Dahinter kamen wieder Gendarmen, Garderegimentäre und sogar Marschälle. Die Vorhänge des Wagens waren herabgelassen. So konnte man das gelbe, feiste Antlitz des besiegten Kaisers nicht sehen. Im schnellsten Galopp eilte der Zug vorüber und hielt seinen Einzug in die Stadt düster und schweigend. Ein Soldat, ein einziger, rief: „Es lebe der Kaiser! Traurig verhalte dieser vereinzelte Schrei. Aller Augen richteten sich auf den, der ihn ausgestoßen hatte. Er selbst schien über das, was er gethan hatte, ganz erstaunt zu sein.“

Zehn Minuten später bedeckte der Weg sich mit einer

unermesslichen Reihe von Wagen, Kanonen, Truppen, die sich ausdehnten, so weit der Blick reichte. Das Gedränge war furchtbar, und die Langsamkeit, mit der das Ganze vorüberzog, außerordentlich. Keine Ordnung in dem Marsch. Nach einer Batterie kam zuweilen ein Wagen voll Verwundeter, die auf Stroh gebettet lagen. Jeder ging seinen Weg, ohne auf den Nebenmann zu achten. Wie vom Instinkt getrieben, marschirte die ungeheure Heerde vorwärts.

Rochereuil, der Abbé und die drei andern hatten sich der Straße auf einige hundert Schritte genähert. Von der Höhe einer Böschung betrachteten sie das Werk Bonaparte's. In Schweigen versunken wechselten sie nicht einmal einen Blick. Eine Gruppe von höheren Offizieren zog vorüber auf schlecht beschlagenen Pferden, die nicht einmal im Stande gewesen wären, einen Trab einzuschlagen. An der Spitze ritt ein junger Mann, den Arm in der Binde und einen Streifen Leinwand um die Stirn gebunden. Erschöpft hing er halb zusammengekauert in seinem Sattel. Zufällig hefteten sich seine Blicke auf die Seite der Straße, wo Rochereuil sich befand. Lebhaft richtete er sich auf und gab ein Zeichen mit der Hand. An dieser Bewegung erkannte ihn Rochereuil trotz der Binde, die einen Theil seines Gesichts bedeckte.

„Er ist es!“ sagte Rochereuil, „es ist Philopoemen! Lehren wir in die Stadt zurück.“

Eine Viertelstunde später umarmten sich Rochereuil, der Abbé und Philopoemen.

„Sind Deine Verwundungen leicht?“ fragte Rochereuil.

„Es ist fast nichts; ein Längsritsch in den Arm, eine Schramme an der Stirn.“

„Und Decius?“

„Gefallen an der Spitze seiner Schwadron! Eine Kugel in die Brust; er hat nicht gelitten.“

„Die anderen?“

„Ich bin allein geblieben! Welche Schlacht! Debray in der Elster ertrunken, La Nogeraie ist Gefangener mit einem abgerissenen Arm. Warum sind Sie nicht acht Tage früher gekommen!“

„Und jetzt?“

„Nicht, nichts zu machen! Alles ist verloren.“

„Was ist denn los, Bruder? Es scheint, Du wagst nicht zu sprechen. Decius, Debray sind todt. Wohlan! wir werden sie rächen. Die blauen Brüder sind noch da.“

Philopoemen schüttelte den Kopf.

„Unmöglich,“ sagte er, „die Arme sind uns gebunden; wir müssen einen neuen Plan ersinnen.“

Rochereuil erblähte. Bis dahin hatte er seine Erregung verborgen. Mit unbeweglichem Antlitz hatte er von dem Tode seiner Freunde gehört. Die letzten Worte Philopoemen's schmetterten ihn nieder.

„Wie!“ sagte er mit hohler Stimme, „der Marschall hält uns sein Wort nicht?“

„Er hält uns sein Wort nicht,“ erwiderte Philopoemen.

„Du sagst das so kalt zu uns.“

„Nicht kälter, als ich zu ihm gesprochen habe, nachdem er mir seinen Entschluß mitgeteilt hatte. Was willst Du, Rochereuil? Ich habe weder die Kraft, noch den Muth mehr, mich zu entrüsten. Ach, ich habe nur bedauert, daß der Säbel des Alanen mir nicht den Schädel gespalten hat!“

„Wie hat er seinen Verrath erklärt? Denn es ist ein Verrath, und wenn ich am Leben bleibe, werde ich ihn daran erinnern. Hat er Dir wenigstens Gründe angegeben?“

„Ja, und zwar vortreffliche,“ antwortete Philopoemen;

„oh, es hat ihm an Offenheit nicht gefehlt. Rochereuil, ich fieber, meine Wunden brennen, aber das ist nichts gegen die Bitterkeit, die meine Seele erfüllt! Höre, und unterbrich mich nicht mehr, denn ich halte mich kaum noch aufrecht; die Kräfte wollen mich verlassen. Ich werde meine Unterredung mit dem Marschall wortgetreu erzählen.“

Am Morgen nach der Schlacht ließ er mich in sein Bivoual rufen; er saß auf einem Holzblock und wärmte sich an einem Feuer, das einige Soldaten eben angezündet hatten. Alle übrigen hatten sich entfernt. Zuerst fragte er mich nach Euch. Ich antwortete ihm, daß Ihr nicht weit von Leipzig, wahrscheinlich in Erfurt oder Gotha sein müßtet. Nun gut,“ sagte er, „suchen Sie mit ihnen zusammen zu kommen und bestimmen Sie Ihre Freunde, sofort abzureisen.“ Ich blieb stumm vor Erstaunen. Als er die Ueberraschung auf meinen Zügen sah, fügte er hinzu: „Nun, was giebt's dabei Sonderbares? Können wir Ihre Freunde jetzt brauchen? Das letzte Heer, das der Kaiser hatte, ist vernichtet, er wird kein neues auf die Beine bringen können. Er ist verloren; es handelt sich

nur noch um einige Monate. Wozu jetzt einen so gefährlichen Streich wagen? Ihre Freunde sollen also so schnell wie möglich abreisen; sie sind nicht sicher in der Armee.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Von dem Kanossagang eines merkwürdigen Mannes möchte ich heute erzählen. Es handelt sich um August Strindberg, der von sich behaupten durfte, daß ihn die schwedische Jugend einmal zwischen 1880 und 1890 zu ihrem Bannerträger machte. Sein Name hat internationalen Klang, und so gewinnt der Einzelfall, der Strindberg betrifft, erhöhte Bedeutung.

Zugleich in Stockholm, wie in Berlin, das Strindberg seine zweite Heimath nennt, erscheint in diesen Tagen ein Buch „Inferno“ („Hölle“). Es ist eins der seltsamsten menschlichen Bekenntnisse, die Generalbeichte eines Mannes, der von festem Wagemuth zu büßfertiger Verzagttheit niedersank, voll Trübsal, wie ein Novembertag mit Nebelgespenstern in der Luft. Strindberg hat darin die Geschichte seiner Seelennoth, seiner Irrungen und Gedanken verzeichnet. Von Berlin war er fortgezogen, als er an seinem Leib verspüren sollte, was preussisch-deutsche Geistesfreiheit sei. In seiner „Beichte eines Thoren“ soll er die Sittlichkeit untergraben haben und dafür wurde er zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Er ging nach dem Norden zurück und dann nach Paris, wo er sich gegenwärtig aufhält. Es sind drei Jahre etwa seitdem verfloßen, und aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Beuge Dein Haupt, stolzer Sigambrier! Bete an, was Du verbrannt hast, verbrenne, was Du angebetet hast! Diese Zeilen hat Strindberg selbst seinem Buch als Motto vorgelegt.

Persönliches und Gesellschaftliches wirken zusammen, um aus dem Empörer von ehemals den ruhig zerküßelten Menschen von heute zu machen, von dem ein mündlich-beschauflicher Katholizismus Besitz ergriffen hat. Er träumt von einer großen Wiedererhöhung! „Der Traum der Sozialisten von der Wiederherstellung der vereinigten Staaten des Abendlandes werde erfüllt werden,“ so sagt Strindberg, „aber in einem geistigen Sinne gefaßt.“

In dieser Wandlung des Poeten kehrt ein altes Schauspiel wieder. Eine Wunde, empfindliche Seele flüchtet vor dem Kampf und der Welt und sucht Tröstung im übersinnlichen Geheimniß. Das ist das persönliche Symptom bei Strindberg. Das gesellschaftliche Merkmal ist, daß unsere herrschenden Klassen ihren hochbegabten, geistig auferlesenen Naturen keine Stütze, keinen inneren Halt mehr schaffen können. Auf die Herrschenden aber ist die künstlerische Produktion, wie unsere Wirklichkeitsverhältnisse einmal liegen, vorgeschrieben. Der künstlerische Geist empfängt da keine ideale Anregung und es stellt sich die eigenthümliche Müdigkeit ein, die ein so charakteristisches Zeichen unserer gesammten literarischen Epoche ist.

In einem alten, nordischen, herrlichen Volkslied frant der Säger: Raucht mein Lindenbaum noch? Singt meine Nachtigall noch? Weint mein Lächterlein sehr? Lächelt mein Weib noch je? Die Antwort lautet: Dein Lindenbaum raucht nicht mehr, Deine Nachtigall singt nicht mehr, Dein Lächterlein weint Tag und Nacht, Dein Weib lächelt nie mehr, nie mehr! Dies Liedchen voll trauriger Verlassenheit findet sich bei Strindberg wieder. Raucht mein Lindenbaum noch? Mit Strindberg fragen es so viele, die nicht voll von edlem Ehrgeiz die literar-künstlerische Bahn betreten. Ein kurzer Frühlingstrauf, heftig emporflackernde Begierde, der alsbald Melancholie und Erschlaffung folgen. Der sozialistische Boden ist noch im Werden, und die gewordene Gesellschaft strahlt keine Wärme mehr aus. Daher die besondere Zwiespältigkeit und daher die kurzen Frühlinge in unserer Literatur. Vom organischen Zaunel stürzte man in Paris in jähem Umschwung zu mystischer Verzückung; und auf den Ansturm in der deutschen Kunst folgte eine herblich angehauchte Resignation, die man vergebens als nothwendige Klärung anpreiße.

Nicht im ästhetischen Sinn, sondern als den Ausdruck geistiger Stimmungen unserer Tage möchte ich das Hölle-Buch Strindberg's und seine Wanderung durch die Geheimwissenschaften, das occultistische Fegefeuer gleichsam, zum Paradies ekstatischer Religiosität begreifen. An mehr als einer Stelle des Buches kehrt der Stoßseufzer wieder: Wehe dem Einsamen! und eine verhängnißvolle Vorliebe, im schmerzhaften Buch Hiob zu grübeln, offenbart sich stets aufs neue. Dazwischen tönt ein Wort von nüchternem Gepräge und dennoch sehr gewichtig durch: die ewige Gelbnoth war es, die den Dichter einst aus dem engeren Stockholm ins weitere Berlin trieb; und daß der geistige Arbeiter, selbst wenn er zu internationalen Ehren gelangt ist, durchaus noch nicht auf Rosen gebettet ist, braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Auch er wird häufig in den journalistischen Frohndienst gespannt. Das verstärkt die Neigungen zu verzagter Schwermuth. Die Welt, aus der er erstanden, für die er schaffen soll, reicht ihm nicht nur kein innerlichen Ideal, sie tarat und feilscht sogar mit dem äußerlichen Preis, dem baaren Lohn. Also wird das Nervensystem noch reizbarer, das Gefühl der Leere, der Vereinsamung inmitten der bewegten Welt noch mehr aufgeregt.

### kleines Feuilleton.

Wäre ich ein freisinniger Stadtverordneter von Berlin und trüge eine schwere Geldkase um den Leib und sähe in meiner praffen Wohlgesinntheit den Lehrer immer noch als den armen Schulmeister von eheden an, oder wäre ich sonst ein gerechter Kammacher und würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft: Ich könnte wenigstens mit der Moral antanzen. Mit der Moral im allgemeinen und mit der Haushaltungsmoral im besonderen. Man muß sich beherrschen können, man muß sich strecken nach der Decke! O, der Geist der Philistrität hat so schöne Sprichworte erfunden, mit denen aber derjenige, der duldsam begreift, so gar nichts anzufangen weiß. Man kann mit einem lächtigen, anständigen Moralkodex bewaffnet jeden Menschen in Verdammniß bringen und dann kann man freilich jeden einzelnen von seiner Umgebung, von den Bedingungen, unter denen er lebt und wirkt, loslösen und ihm die Sittenparagrafen um die Ohren schlagen, daß es nur so faust und klatscht. Wozu brauchte Strindberg im „schwarzen Ferkel“ in der Neuen Wilhelmstraße mit bösen Kameraden bis in die Nacht hinein zusammenzuhocken, und wozu in der Brasserie des Elias zu Paris vor grünlichem Absinth zu sitzen und zu träumen? Ein lächtiger Dichter sieht vom frühen Morgen an bis zum Abend spät auf seinen Hosen. Dann schafft er was Erleuchtetes, bei Nacht schläft er friedlich und endlich spart er seine Bazen. Aus dem Alkohol aber stammt die nervöse Ueberreizung und der seelische Katzenjammer, der einerseits bis zum Verfolgungswahn und dann bis zur inbrünstigen Sehnsucht reicht, sich selbst, wie ein bühnender Mönch, zu kassieren und zu geißeln.

Strindberg war von vornherein, trotzdem oder gerade weil er gegen das Weib als die natürliche Feindin des Mannes wettet, eine sensible, beinahe weiblich-weiche Natur. Georg Brandes, glaube ich, fragte einmal, wo denn eigentlich bei Strindberg die Männlichkeit stecke. Mit diesen Anlagen, mit seiner leichten Empfänglichkeit kommt er auf der Flucht von Berlin und vor seinen Berliner Erlebnissen nach Paris. Selbst die republikanische Bourgeoisie krank an innerem Unvermögen. Auch sie weiß nicht recht eine ideale Aufgabe zu erfüllen. Man hat dort nicht die straffe geistige Beschränkung eines Berliner Bürgermanns; aber die krankhafte Neizbarkeit in allen öffentlichen Verhältnissen steigt ganz empfindlich.

Wir haben es beim weiblich-tollen Ruffentummel erlebt; wir sahen es jetzt bei der Drenfus-Affäre wieder. Phantasieren werden lebendig; überall wittert man Geheimnisse und geheimnisvolle Beziehungen. Es ist, als ob ein Alp die normale Kraft lähmt. Diese Zuckungen und Fiebersehauer im bürgerlichen Gesellschaftskörper Frankreichs mußten sich zur literar-künstlerischen Grundstimmung unserer Zeit noch gesellen, um Strindberg's Sensibilität noch mehr zu reizen. In der That ist sein Buch nicht etwa um seiner Originalität wegen eine so merkwürdige Beichte. Es ist vielmehr darum so marant, weil es wie in einem Brennspiegel manche Wirrsale in der geistigen Arbeiterschaft von Frankreich auffängt, Wirrsale, die an das schmerzliche Wort einer genialen Jbsen'schen Gestalt erinnern: *Borg!* mir ein paar abgelegte Ideale.

In einem Schauer vor sich und vor Paris floh Strindberg plötzlich in die Einsamkeit. Mit seiner zweiten Frau, einer Wienerin, lebte er in Scheidung, weil seine alte Furcht vor dem Weibe, das ihn angeblich an seiner Arbeit, an seiner wissenschaftlichen Entwicklung hindere, ihn wiederum übermannt hatte. Das Töchterchen zweiter Ehe lebte in einem Dorfe Oberösterreichs. Nordwärts der Donau erstreckt sich dort von Passau und dem bayerischen Wald her eine der eigenthümlichsten deutschen Landschaften. Sie hat in ihrem Waldgebiet an Nebeltagen zumal einen Zug von düster-phantastischer Einsamkeit. Auch das kam der grübelnden Phantasie Strindberg's zu Hilfe. Wunder des Alltags, Waldspuk, bizarre Felsenformationen verwandelten sich ihm zu Symbolen, die in sein persönlichstes Leben eingriffen. Das Bauernleben wurde ihm zum Ibsyl, das sich auf dem geistigen Wesen des katholischen Kults aufbaue. So kam der Schwede Strindberg, dem einst eine junge Generation gelauscht hatte, zu seiner katholizirenden Gläubigkeit. Die ausgewählten Sinne, die in der peinlichen Erdenfahrt ein Dante'sches „Inferno“, ein Höllenmartyrium erblicken, brauchen einen süßen Trost, eine himmlische Sehnsucht. Und so erscheint dem Dichter sein ganzes bisheriges Leben verrannt und verrotten; ein „Sprichwort, um die Wichtigkeit des Ruhmes und Geseiertwerdens darzutun; ein Sprichwort er (Strindberg) selbst, der sich für einen Propheten hielt, und nun enthüllt als ein Prahler dastehe.“ Er kommt sich vor wie Hymenäus und Alexander, die dem Satan übergeben wurden, „auf daß sie gezüchtigt werden, nicht mehr zu lästern“.

Sensible Künstler und Poeten sind wandelbaren Stimmungen unterworfen. Vieleicht erhebt sich Strindberg rascher als man glauben könnte, zu freierer geistiger Kraft, die nicht in der Welsucht und in affektischer Inbrunst ihr Heil sieht. Doch das ist ein ganz persönliches Moment, mag es auch einen weltbekannten Schriftsteller betreffen. Hier sollte nur an einem typischen Fall erörtert werden, wie selbst ganz hervorragende Talente zwischen zwei Welten irren können; der einen, die sie nicht mehr aufrecht halten kann, weil sie selber schon schwankt, und der anderen, der sozialistischen, die den Künstlern noch nicht geben kann, was sie zur Entfaltung ihrer innersten Kraft bedürfen. In diesem Zwiespalt wird so mancher vor der Zeit flügelstumm.

Alpha.

— Empfindung eines Bichele-Wettfahrers in voller Karriere. Man schreibt dem „Gann. Kour.“: „Der englische Wad-fahrer Michael aus Wales, der den Ruf genießt, der schnellste Fahrer der Welt zu sein, giebt eine interessante Schilderung seiner Empfindungen während einer rasenden Fahrt. Bei den ersten vier bis fünf englischen Meilen, die er noch in ziemlich gemäßigtem Tempo zurücklegt, hört und sieht er fast alles, was um ihn her vorgeht; bald aber achtet er nur noch auf die Stimme des Trainers, um eventuell dessen Rathschläge zu befolgen. Hat er jedoch eine Strecke von zehn englischen Meilen hinter sich, dann überkommt ihn das Gefühl, als sei er von allem isolirt. Er sieht einen hellen grauen Streifen sich endlos zu seinen Füßen hinziehen, und der Tumult und die Zurufe der Menge ersterben allmähig zu einem leisen Mausehen. Dagegen erhebt sich in der Luft, die er mit immer größerer Geschwindigkeit durchschneidet, ein eigenthümliches Brausen, das wie fernes Branden der Meereswogen an sein Ohr tönt. Nach weiteren fünf bis sechs Meilen scheint sich der hellste, sonnigste Tag in immer dichter werdende Dämmerung zu verwandeln, und nach zwanzig Meilen ist das einzige Geräusch, was sich ihm noch vernehmbar macht, ein leises Summen und Surren, das von der dahinjau-senden Maschine herrührt. Nach etwa 25 englischen Meilen verliert sich das Gehör vollkommen, ebenso die Kraft zu denken und zu fühlen. Dem buchstäblich durch die Luft fliegenden Fahrer ist zuletzt zu Muth, als sei er absolut bewegungslos, als sei jedes Leben von ihm gewichen. Am Ziel angelangt, bedarf er einiger Zeit, um überhaupt wieder einigermaßen zu sich selbst zu kommen.“

### Literarisches.

— Der Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung Augsburg giebt bekannt, daß das Stipendium für 1897 Herrn Ernst Weber, Lehrer und Schriftsteller in München, für eine im Manuscript vorliegende Sammlung von Gedichten zuerkannt wurde. Dieses Stipendium wird nach §§ 1 und 2 der Statuten an einen jungen Mann verliehen, welcher durch besondere Leistungen auf dem Gebiete deutscher Poesie und überhaupt deutscher Literatur sich auszeichnet. —

### Musik.

— *Konzerte.* Die „Meininger“ haben sich in ihren vier Konzerten, zu welchen noch eine Kammermusik-Matinee hinzukam, als glaubwürdige Interpreten Brahms'scher Klassizität erwiesen. Sie brachten in ihrer herzhaften, gesund unreflektirten Weise besonders in die vier Symphonien des Meisters, dem es fast immer an klarer Gestaltungs- und Empfindungsnaivität gebrach, viel Licht und hoben in ihrer intensiven Spielfreude alle Theile der Brahms'schen Gedankenwelt zu deutlicher Plastizität empor. Mit Ausnahme des bedeutenderen Klarinetisten Mühlfeld scheinen die Meininger über keine nennenswerthen Solisten zu verfügen. Der Klanggehalt ihrer Streicher strahlt selbst im Fortissimo mehr spröden Glanz als berauschende Wärme aus, nur die Holzbläser mit ihrem linden, waterialienfreien Tone bilden eine Gruppe ansehnlicher Instrumentalschönheit. Aber in der Fähigkeit, ein Stück rhythmisch zu meistern und mit ungeahnten Steigerungen geradezu agitatorische Wirkungen zu erzielen, werden die Meininger nicht leicht zu übertreffen sein. So ist dem Kapellmeister Steinbach die schwerste und seltenste Kunst gelungen, viel zu bringen, ohne zu ermüden, und das Schaffen eines Meisters anregend zu reproduziren, der es eigentlich nie verstanden hat, zum Verständniß der Allgemeinheit herabzusteigen.

Die Wagnervereine und Wagnerkonzerte, soweit sie ihren Zweck in der Propagirung der Werke ihres Patrons suchen, fangen an, recht überflüssig zu werden. Heute, wo fast jedes mittlere Stadttheater die höchste Befriedigung seines Ehrgeizes darin findet, die Werke des Bayreuther Meisters in möglichster Vollzahl anzuführen, ermangelt die Darbietung von Bruchstücken seiner Operndramen jedes Reizes und jedes inneren Werthes. Diese aus der dramatischen Situation gerissenen, des Illusionszaubers der Bühne beraubten, ohne Kostüm und Dekoration erblichenden und wankenden Torfos verlieren im Konzertsaal jene gewaltige Ueberzeugungsmacht, welche sie sonst im vollen geistigen Zusammenhang mit dem Gesamtkunstwerk ausüben. War unter diesem feststehenden Gesichtspunkte das letzte Konzertprogramm des hiesigen Wagner-Vereins mehr als ein Zeugniß verlegener künstlerischer Rathlosigkeit und Armut? Die Vorspiele zu „Lohengrin“ und „Meisterfänger“, die große „Fidelio“-Arie und die Schlussszene der „Götterdämmerung“ — sie werden, im Opernhaufe von hinreißender Wirkung, im Konzertsaale zu einer Art neutraler Musik, die nur platonische Effekte erzielt. Werden diese Stücke, wie diesmal, von einem Kapellmeister rhythmisch so verzerrt, daß als künstlerisches Resultat nur gerechter Unwille übrig bleibt, werden die Solo-Gesangsvorträge durch sehr schlimme Detonationsünden befecht, so ist die Steigerung des Scepticismus, womit man einem sogenannten „Wagner“-Konzerte heute begegnet, nur zu begreiflich. Es bleibt als einzige Nummer, welcher wenigstens ein Paritätswerth zukommt, nur Wagner's Jüngendwerk „Liebesmahl der Apostel“, eine frohliche Gelegenheitskomposition von geschwinkter Frömmigkeit, die sich am Schlusse kopsüber in rein äußerliche theatralische Wache stürzt.

Dieselbe Empfindung erregte auch die am Vorktage in der Oper aufgeführte „Legende von der heiligen Elisabeth“ von

Sitzt. Wieviel raffinierter Orchesterwitz, welcher Ueberfluß an musikalischen Mätzchen, welche krampfartige Mäße der Frömmigkeit — und doch welche Heuchelei des Geistes und der Seele, welche Erfindungsarmuth, welche erbarmungslose Langeweile stigmatist diese Musik! Vorüberfliehende Gedanken, einige poetisch konstruirte Situationen, ein zu weichen überschwenglicher Lyriismus und starker materischer Ausdruck des Orchesters sind das Beste, was man dieser, von löblicher Beschaulichkeit so weit entfernten, modernen Legende nachrühmen kann. Kapellmeister Dr. Miel, die hervorragendsten Solisten der königl. Oper und deren Chor nahmen sich des Werkes mit Liebe an und — thaten Wuse! —

### Erziehung und Unterricht.

— Sechszunddreißig Philosophinnen. Das Dekanat der Wiener philosophischen Fakultät ist vom Unterrichtsministerium verständigt worden, daß von den 19 jungen Damen, über deren Zulassung zum Universitätsstudium der Unterrichtsminister zu entscheiden hatte, nur zwei, die in Rußland die Maturitätsprüfung an einem Gymnasium mit gutem Erfolge zurückgelegt haben, approbirt wurden. Die übrigen 17, zumeist Sprachlehrerinnen, sind abgewiesen worden. Das Unterrichtsministerium hat hiermit die Gleichwertigkeit der russischen mit den österreichischen Gymnasien anerkannt. Die zurückgewiesenen Damen hatten überhaupt keine Zeugnisse von höheren Bildungsanstalten. Da bereits zu Beginn des laufenden Semesters 3 Damen als ordentliche und 31 als außerordentliche Hörerinnen inskribirt wurden, so beläuft sich die Gesamtzahl der Studentinnen an der Wiener Universität auf 36. Den inskribirten Hörerinnen wurden vom Dekanate Legitimationskarten ausgestellt, die zurückgewiesenen Damen können nur lediglich als Hospitantinnen einzelne Vorlesungen gegen jeweilige Erlaubniß besuchen. Die Zulassung der Frauen zu den medizinischen Studien hat sich das Unterrichtsministerium für eine spätere Zeit vorbehalten. —

### Archäologisches.

— Wann der auf der Akropolis zu Athen befindliche Tempel der Nike Apteros erbaut worden, war bisher nicht bekannt. Ebenso unbekannt war der Name des Baumeisters. Erst jetzt ist dank einer inschriftlichen Tafel, die bei den Ausgrabungen am Nordabhang der Akropolis von der griechischen archäologischen Gesellschaft gefunden worden ist, erwiesen, daß der Tempel der Nike Apteros (der ungeflügelten Nike) ebenfalls von Perikles erbaut worden ist, und daß als Baumeister fungirte Kallikrates, der zusammen mit Iktinos den Parthenon erbaute. Die inschriftliche Tafel giebt u. a. auch darüber Nachricht, welches der Kultus der Nike Apteros war, wie die Priesterin derselben gewählt wurde und welches Gehalt dieselbe erhielt. Der Tempel selbst gehört zu den schönsten und besterhaltenen Denkmälern des Alterthums. —

### Geographisches.

— Eine dänische Grönlands-Expedition. Aus Kopenhagen wird der „Frans. Tlg.“ geschrieben: Die „Gesellschaft der Wissenschaften“ hat soeben beschlossen, eine Expedition zur Erforschung der theilweise noch immer unbekanntem grönländischen Ostküste auszurüsten und für diesen Zweck einen Betrag von 150 000 Kronen (ca. 170 000 M.) angewiesen. Zum Chef der Expedition wurde Schiffsleutnant Andrup bestimmt, welcher mit arktischen Verhältnissen genau vertraut ist. Im nächsten Juli geht die Expedition von hier aus nach der Station Angmagssalik in Grönland ab; dort werden die weiteren Dispositionen getroffen, bevor die eigentliche Forschungsreise angetreten wird. Wenn alle Vorbereitungen beendet sind, ziehen die Mitglieder der Expedition, gegen Norden der Küste folgend, entweder landwärts oder seewärts, und überall werden an passenden Stellen Proviantdepots errichtet. Die Expedition hat als Suidjel Kap Brewster am Scorely Sund (70 Grad nördl. Breite); hier wird bis zum Frühjahr 1899 überwintert und die Expedition kehrt dann nach ihrem Ausgangspunkt und vielleicht noch im Herbst, vielleicht erst im Jahre 1900 nach Kopenhagen zurück. Dieser erste Theil der Expedition ist indessen nur als der vorbereitende anzusehen; die Mitglieder derselben gehen nämlich nach dem schon in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plan, sobald das Frühjahr wieder anbricht, von hier nach Island und von dort nach dem nördlichsten der von ihnen errichteten Proviantdepots an der grönländischen Ostküste. Von hier werden sie von Depot zu Depot nach Süden vordringen und überall die Kartographie der Küste ausarbeiten. Diese Arbeiten dürften etwa zwei Jahre in Anspruch nehmen. Verschiedene dänische Expeditionen und die deutsche „Germania-Expedition“ (1869—1870) haben die grönländische Ostküste bereits von Kap Brewster aus bis gegen den 78. nördlichen Breitengrad erforscht. —

### Aus dem Thierleben.]

— Brütende Männchen der Vögel, wie bei den Straußen, kommen noch bei anderen Vögeln vor, z. B. bei den schwarzen Schwänen (Cygnus atratus) Australiens, wenn sie auch nur während 2—4 Tagesstunden die Stelle des Weibchens im Neste einnehmen. In gewissen Fällen aber dehnen sie, wie Prof. Milne-Edwards kürzlich in einer Sitzung des Pariser Museums berichtete, diese Pflichten weit aus. Zu Nogent-le-Rotrou hatte ein Pärchen des schwarzen Schwanes vor einiger Zeit sein Nest gebaut, aber das Weibchen, das mit Brüten begonnen hatte, wurde

von einem Schäferhunde erwürgt. Man fürchtete natürlich, daß die Brut verloren sein würde, aber das Männchen nahm sich der drei frisch gelegten Eier an und erfüllte 41 Tage lang tren die Pflichten des ihm geraubten Weibchens, indem es mit Ausnahme kurzer Morgen- und Abendzeiten, in denen es seine Nahrung und ein Bad nahm, auf den Eiern ausharrte. Zwei von den Eiern kamen glücklich aus, und der Schwan benahm sich gegen seine Kleinen wie die erfahrenste und sorgsamste Mutter, indem er sie zum Wasser führte, unter seine Flügel aufnahm und völlig erzog. Während dieser Zeit ließ er ein fremdes Weibchen, welches man ihm zur Gefährtin geben wollte, nicht an sich heran kommen, verjagte es vielmehr mit Schnabelbissen und nahm die neue, ihm aufgedrängte Gattin erst an, als die jungen Schwäne sich selbst versorgen konnten. („Prometheus“.)

### Technisches.

— Aluminium-Tapeten. Die Verwendung des Aluminiums macht rasche Fortschritte; nun werden gar schon Tapeten aus Aluminium angefertigt, und zwar in allen Farben und in den verschiedensten Mustern, wie Fliesen oder wie Ledertapeten wirkend. Ihr Hauptvortheil ist, daß sie nicht brennbar sind und abgewaschen werden können. Daher eignen sie sich besonders für feuchte Räume, für Korridore, Treppenhäuser, Kranken- und Badezimmer, Klosets, für Ladenlokale der Fleischer, Butter- und Wildpret-Handlungen, sodann, wegen der Unverwundbarkeit, für Theater, Konzerts- und Ballsäle, auch als Theater-Dekoration. Solche Aluminium-Tapeten werden in Würzen i. S. angefertigt. —

### Humoristisches.

— Rücksichtslose Hasen. Herr Wampel hat zu einer Treibjagd mehrere Freunde eingeladen. Während diese munter darauf lospuffen, kommt Herr Wampel nie zum Schuß. Da naht sich endlich ein Hase — aber auch der kehrt um, ehe Herr Wampel schießen kann. Wüthend schreit der Jagdherr: „Geht gleich hier her, Malefjwisch, dummes! Wer hat denn die Jagd gepachtet — ich oder die anderen?!“ —

— Zeichen der Zuneigung im wildesten Westen. Fr. Smith (in Oklahoma, zu ihrem Liebhaber): „Du, Billy, ich glaub', Du hast bei meinem Vater einen großen Stein im Brett. Ich hab' heute mit ihm wegen Dir gesprochen, und er hat zwar nichts darauf erwidert, aber ich weiß ganz sicher, daß er Dir gewogen ist.“ Liebhaber: „Ja, woher willst Du es denn wissen?“ Fr. Smith: „Ich sagte ihm, Du kämst heute her, und da hat er seine Büch' statt mit Kehlposten bloß mit Vogelduft geladen.“ — („Jugend“.)

### Vermischtes vom Tage.

— Am 2. Februar nächsten Jahres werden es 550 Jahre, daß das Nyceum I zu Hannover als städtische Schule besteht. —

— Das in der Lüneburger Heide gelegene Dorf Einem wird nächstens verschwinden. Ein reicher Mann hat die beiden Höfe, aus denen das Dorf besteht, angekauft, und wird das Ackerland aufforsten lassen. —

— Ein Habererprozeß wird sich am 15. Dezember vor dem Landgericht in Traunstein abspielen. Da dieses Landgericht eine Mädelstückererschaft angenommen hat, kommt der Prozeß vor die Geschworenen. —

— In der Nähe von Ulm wurde in der Donau ein 39 Pfund schwerer Rothfisch gefangen. Als man ihn öffnete, fand man einen goldenen Kugelring mit den Buchstaben A. L. —

— In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres wurden 3308 amerikanische Pferde nach Deutschland eingeführt. —

— In der Kirche ermordet wurde der Pfarrer von Santa Anna bei Messina durch seinen Neffen. —

— Auch ein Geschenk. Ein verliebter Franzose hat vor einiger Zeit einer Engländerin, die ihn nicht erhören wollte, ein blutgetränktes Stück Flanell und ein ärztliches Zertifikat über einen Selbstmordversuch zugehen lassen. —

c. s. Die Rehabilitirung zweier Todten. Die Strafkammer des französischen Kassationshofes wird am 2. Dezember den Antrag auf Revision eines altersgrauen Prozeßes prüfen. Am 25. Juni 1852 verurtheilte das Schwurgericht des Saône- und Loire-Departements zwei Männer namens Pierre Baug und Jean Petit wegen zahlreicher Brandstiftungen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Baug und Petit sind in Guyana gestorben, nachdem sie zwanzig volle Jahre im Bagno verbracht hatten. Sie betheuertem immer ihre Unschuld, und es steht jetzt unumstößlich fest, daß sie thatsächlich ganz unschuldig waren. Die Familien der beiden Unglücklichen haben die Wiederaufnahme des Prozeßes durchgesetzt und werden die traurige Genugthuung erleben, die als Brandstifter Verurtheilten, die bereits seit 25 Jahren im Grabe modern, rehabilitirt zu sehen. —

— London, 19. November. Durch das Feuer in Aldersgate Street und Cripplegate wurde ein Häuserblock von zwei Acres Grundfläche mit etwa 100 großen Waarenhäusern zerstört. Der Schaden wird auf etwa drei Millionen Pfund Sterling geschätzt. — Infolge dieses Brandes ist in London eine Hauffe in Straußfedern eingetreten. Der Preis stieg um 20—30 pCt. —